Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 37 (2004)

Artikel: Zum Einfluss des Lateinischen auf die ältesten Runeninschriften
Autor: Braunmüller, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858195

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KURT BRAUNMÜLLER, HAMBURG

Zum Einfluss des Lateinischen auf die ältesten Runeninschriften*

1. Sprach- und Kulturkontakte vs. wissenschaftsgeschichtliche Traditionen

1.1. In der Altnordistik wie in der Runologie geht man von folgender Situation aus:

(A) Die germanische Welt steht vor der Einführung des Christentums der römischen Welt als eigenständiger Kosmos autark bis antagonistisch gegenüber. Daran haben weder die seit langem vorliegenden Erkenntnisse der vor- und frühgeschichtlichen Archäologen (u.a. Funde aus der römischen Eisenzeit bis zur Höhe von Trondheim) noch die Einsichten in die wissenschaftsgeschichtlichen Prämissen des eigenen Faches etwas geändert. Auch der allseits unbestrittene Einfluss der Mittelmeerkulturen bei der Herausbildung der Runenschrift (griechisch, etruskisch oder kaiserzeitlich-römisch) hat zu keiner Revision dieser Sichtweise geführt.[1]

---

* Dieser Beitrag geht in seiner Grundargumentation sowie in einigen seiner Teilkapitel auf einen Vortrag zurück, der am 18. Januar 2003 anlässlich eines Symposiums zur „Sprachgeschichte und Mehrsprachigkeit" an der Gustav Adolfs Akademie in Uppsala gehalten worden war. Der Titel des Vortrags lautete „Romersk indflydelse på de ældre nordiske runeindskrifter?". Er wird in leicht überarbeiteter Form, wiederum auf Dänisch, in den Akten dieses Symposiums in der Reihe Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi im Frühjahr 2004 erscheinen.

Diese Arbeit ist Teil eines von der DFG geförderten Forschungsprojekts („Skandinavische Syntax im mehrsprachigen Kontext") im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 538 'Mehrsprachigkeit' (Teilprojekt H3).

Ich danke Theo Vennemann (München) für seine sehr hilfreiche Kritik an einer früheren Version dieser Arbeit.

Die hier ausgebreiteten Forschungsergebnisse decken sich nicht unbedingt mit dem, was man in anderen Disziplinen als 'herrschende Lehre' bezeichnen würde. Etwaige Zweifel und spontane Einwände sollten daher möglichst bis zur abschließenden Darlegung aller Argumente zurückgestellt werden.

1 Vieles von dem hier Kritisierten lässt sich – recht banal – auf eine fehlende Kommunikation zwischen unterschiedlichen Disziplinen zurückführen. Dies wird sich noch deutlicher in Kap. 3 zeigen, wo bestimmte Teile der römischen Gebrauchsepigraphik in die Diskussion mit einbezogen werden. Die Schlussfolgerungen sind auf jeden Fall weniger spektakulär, als es hier den Anschein haben mag, nur sie wurden bislang noch nie gezogen.

(B) Die Welt der Germanen stellt nach herrschendem Verständnis ein *Antibild* zur römischen Welt und seiner Buchkultur dar. Hierin deckt sich diese Sichtweise bezeichnenderweise mit der in Tacitus' *Germania* (98 n.Chr.). Folglich unterscheiden sich auch und gerade die Runenschrift (bei Tacitus wohl den „notae" entsprechend[2]) sowie die Runenalphabete ganz wesentlich und grundsätzlich von der römischen Gebrauchsschrift und dem römischen Alphabet, was man so auf den Punkt bringen könnte:

> [es liegt] das *(positive) Antibild einer klassischen Schrift des Mittelmeerraums* (vorzugsweise des Lateinischen, aber genausogut des Griechischen) [vor]. Der Runenschrift werden wesentliche Eigenschaften zugemessen bzw. unterstellt, über die die Schriften der alten Zivilisationen (Roms, Athens) nicht (oder nicht mehr) verfügen: Die Runenschrift ist mächtiger in ihrer Aussagekraft durch die Begriffsrunen, sie trägt in sich die Fähigkeit, Magie und Zauber zu befördern (wenn nicht sogar selbst zu repräsentieren) und sie weist nach Meinung einiger Forscher sogar eine zweite semantische Ebene auf, nämlich eine zahlensymbolische/gematrische. [...] Sie [die runische Schrift] ist mächtiger, unverfälschter, 'tiefsinniger' (im buchstäblichen Sinne) als ihre antiken zivilisierten Vorbilder. (Braunmüller 1998:13f.)

Erst mit der Christianisierung des Nordens und der Einführung der lateinischen Schrift ändere sich dies, wenn auch nur sehr zögerlich und zunächst auf wenige schriftliche Domänen beschränkt.

(C) Handelskontakte mit dem Mittelmeerraum und der römischen Welt werden zwar nicht bestritten, jedoch wird nicht explizit gemacht, in welcher sprachlichen Form sie sich konkret vollzogen haben könnten. Dass viele germanische Söldner in römischen Diensten standen und am Ende ihrer Dienstzeit, mit Landbesitz versehen, oftmals wieder in ihre Heimat oder in die Grenzgebiete zu den germanischen Provinzen zurück kehrten, ist bekannt. Dass die germanischen Handwerker und Händler, zumindest im Limesbereich, intensive Kontakte mit den Römern hatten, gilt ebenfalls als Tatsache.

Wie aber sollen sich diese Kontakte sprachlich abgespielt haben? Muss man nicht davon ausgehen, dass zumindest die Vertreter der genannten Gruppen bis zu einem bestimmten Grad über Lateinkenntnisse verfügen mussten, um ihre Tätigkeiten ausüben zu können?

---

[2] Siehe Kap. X: „virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt; [...] ipse pater familiae [...] ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur." 'Sie schneiden von einem fruchttragenden Baum ein Reis ab, zerschneiden es in Stäbchen, versehen diese mit bestimmten ⟨runenartigen⟩ Zeichen und streuen sie planlos über ein weißes Tuch, wie sie ihnen gerade unter die Hand kommen. [...] und der Hausherr persönlich [...] hebt [...] dreimal ⟨hintereinander⟩ eins auf und deutet die aufgehobenen Stäbchen nach dem vorher eingeritzten Zeichen.' (zitiert nach: *Tacitus Germania*, zweisprachig, übertragen und erläutert von Arno Mauersberger. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung und Wiesbaden: VMA-Verlag, o.J. S. 42f.).

1.2. Es treten also gewisse *Aporien* sowie *nicht beantwortete Fragen* auf, wie z.B.:

(1) Wie kann es angehen, dass weit über die Hälfte der runischen Schriftzeichen auf etruskische, römische oder z.T. auch auf griechische Vorbilder zurück gehen, und zwar nicht nur auf die Kapitalis, sondern eben auch auf die Kurrentschrift,[3] wenn es keine intensiven *Kulturkontakte* mit der antiken Welt gegeben haben soll?

(2) Wozu soll man sich die Mühe machen, eine solch anspruchsvolle Kulturtechnik wie die Beherrschung eines Schriftsystems zu lernen, wo doch die Mündlichkeit wie die mündliche Überlieferung bislang völlig ausgereicht haben?

(3) Auf welche Weise sind diese Schriftzeichen nach Germanien bzw. nach Südskandinavien gekommen, etwa wie andere römische Exportartikel (Glas, Öl oder Wein) weitergereicht über Zwischenhändler? Der Erwerb einer Schrift und die Anpassung eines Schreibsystems an eine andere Sprache setzen jedoch sehr hohe intellektuelle Aktivitäten voraus, die von einer (zumindest kleinen) Elite erbracht worden sein müssen, indem sie zunächst Lesen und Schreiben bei den 'Römern' gelernt haben, wahrscheinlich sogar mit derselben Methode, mit der auch bei den 'Römern' bzw. deren Kindern der Erwerb vonstatten ging (vgl. Braunmüller 1998:10f.). Es muss offenbar eine besondere Faszination darin gelegen haben, Flüchtiges wie das gesprochene Wort auf einen Schriftträger zu bannen und damit für ewig haltbar zu machen. (In Kap. 3 wird gezeigt werden, dass es deutliche Anzeichen dafür gibt, dass ein bestimmtes Genre hier Pate gestanden und motivierend für den Sprach- und Schrifterwerb gewirkt hat.)

(4) Kulturkontakt ohne jeglichen *Sprachkontakt* ist nur in sehr beschränktem Umfang vorstellbar. In den meisten bekannten Fällen tritt irgendeine Art der Zweisprachigkeit ein, etwa in Form der rezeptiven Mehrsprachigkeit, der Diglossie, der vollen aktiven Mehrsprachigkeit, durch das Lernen einer Lingua franca oder einer Handels- bzw. Pidginsprache. Zumindest eine kleine Elite, wahrscheinlich jedoch größere Kreise von Kontaktpersonen (Händler, Söldner) müssen über gewisse Kenntnisse der Nachbarsprache (Latein) verfügt haben. Gleichzeitig entsteht ein Bewusstsein über die eigene Sprache und deren strukturelle Besonderheiten. Darüber erfahren wir jedoch erst im 12. Jahrhundert Näheres aus dem Norden (s. den sog. Ersten Grammatischen Traktat zur *Snorra-Edda*; Benediktsson [1972:206ff.], wobei die Bemerkungen zu den genetisch verwandten Nachbarsprachen besondere Beachtung verdienen).

(5) Aus der Mehrsprachigkeitsforschung weiß man, dass *Bilinguale* beispielsweise auf syntaktischem Gebiet dazu neigen, Parallelkonstruktionen in Bezug auf die Wortstellung zu bevorzugen, was u.a. das Code Switching zwischen den Sprachen

---

[3] Vgl. Dahm (2001:16f.), der u.a. darauf hinweist, dass „Latin cursive writing can in fact be seen to have provided a formal model for the rune ᛈ."

erleichtert.[4] (Auf diese Beobachtung werden wir in Kap. 2 und 4 zurück kommen). Ob diese Übereinstimmungen in der Syntax auf gemeinsames genetisches Erbe zurück gehen oder erst die Folge von bilingualen Sprachkontakten sind, ist dabei sekundär. Die Ergebnisse laufen auf dasselbe hinaus.

Des Weiteren gilt es auf Strukturen zu achten, die rhetorisch-stilistisch motiviert sind und die in direktem Zusammenhang zur betreffenden Textsorte stehen. Sie würden belegen, dass es sich beim Spracherwerb einer bestimmten Gruppe von Bilingualen, den sog. Runenmeistern (*erilaR*), um einen gesteuerten Erwerb entsprechend den Prinzipien für formale schriftliche Bildung in der Antike (mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik) gehandelt haben musste.

(6) War erst einmal die Kenntnis von zumindest Teilen einer höher stehenden Zivilisation und ihrer Schriftkultur bekannt, ist es kaum vorstellbar, dass die nachfolgenden Generationen dieser Kontaktpersonen freiwillig wieder in den Zustand der alten 'Unwissenheit' zurückfallen wollten und deshalb alle kulturellen Kontakte zur lateinischsprachigen Welt abrupt und konsequent abgebrochen haben.

Dass wir von alledem so gut wie nichts aus den zeitgenössischen römischen Quellen erfahren, liegt in der Interessenlage der Schreiber dieser Quellen begründet: warum sollten sie sich mit Dingen befassen, die aus römischer Sicht peripheren Charakter hatten, sofern davon überhaupt Notiz genommen wurde? Denn die *Mehrsprachigkeit* war im weit verzweigten römischen Imperium der Normalfall: zu seiner Muttersprache musste jeder Bewohner, der mit der römischen Verwaltung oder dem Militär in Kontakt kam, ein gewisses Maß an Latein (wie gut auch immer) verstehen und z.T. auch sprechen können.

1.3. Im Folgenden wird gezeigt werden, dass sich diese sechs Argumente sprachlich wie vom Genre her untermauern lassen. Ziel ist es, plausibel zu machen, dass wir von einer germanisch-römischen Zweisprachigkeit in welcher Form und bei welchem Personenkreis auch immer auszugehen haben, weil dieser Ansatz die Aporien der herkömmlichen Sichtweise vermeidet, die von einer völligen Autonomie der germanischen Schriftkultur (bis zum Ende der Wikingerzeit) und offenbar monolingualen Kulturträgern ausgeht.

1.4. Die methodische *Vorgehensweise* stützt sich zum einen auf einen deduktiven Ansatz, der untersucht, welche Strukturen in linearer Abfolge seit der ältesten Zeit bis hinein ins Hochmittelalter 'überlebt' haben, wodurch man eine Übersicht über die ererbten Strukturen erhält. Ob dieses Erbe jedoch indoeuropäischen Ursprungs ist oder auf spätere Kontakte mit dem Latein, einer ebenfalls indoeuropäischen Sprache, zurück zu führen ist, wird sich so allerdings nicht entscheiden lassen. Der andere, induktive, Ansatz beruht auf einer umfassenden Analyse des gesamten vorliegenden

---

[4] Vgl. z.B. Nettle (1999:137): „Word order [...] is extremely prone to areal convergence. The chief vector for this appears to be bilingualism."

Quellenmaterials,[5] wobei er nur dann fruchtbar werden kann, wenn man eine bestimmte Fragestellung, eine durch Tatsachen fundierte Hypothese an diesem Material testet. Beide Ansätze ergänzen einander und werden deshalb gleichermaßen verwendet.

2. Das älteste Nordische im typologischen Vergleich mit dem Lateinischen: Eine Gegenüberstellung

2.1. *Latein* ist eine indoeuropäische Sprache, die sehr gut dokumentiert und umfassend grammatisch wie stilistisch beschrieben worden ist. Die meisten überkommenen Texte sind jedoch stark rhetorisch stilisiert und bedienen sich eines Codes, der mit der Alltagssprache ganz offensichtlich wenig zu tun hat. Für den Bereich der Epigraphik gelten wiederum andere Verschriftlichungsbedingungen als für die verschiedenen Arten der Prosa wie erst recht für die Dichtung.

Untersuchungen zu Fragen der Wortstellung liegen überraschenderweise nicht in sehr großer Zahl vor, weshalb wir uns vorerst auf die bislang vorhandenen Untersuchungen stützen müssen.[6] Auch ist damit zu rechnen, dass verschiedene Textsorten unterschiedliche Wortstellungsmuster begünstigt haben: Gesetzestexte folgen ganz offensichtlich anderen Wortstellungsmustern als eher die mündliche Sprache widerspiegelnde Texte.

Bestimmende Faktoren sind: (a) Mündlichkeit / Schriftlichkeit, (b) Thema / Rhema-Verlauf, (c) Art der Textsorte sowie nicht zuletzt (d) die persönlichen stilistischen Präferenzen einzelner Autoren (vgl. Hofmann / Szantyr 1972:398).

(1) SOV gilt – trotz aller Einschränkungen – als unmarkierte Abfolge und damit als sog. Grundwortstellung des Lateinischen, obwohl etliche Abweichungen davon vor allem in Hauptsätzen häufiger noch als in Nebensätzen vorkommen (vgl. die Übersichten in Linde 1923:154-156). Dies gilt u.a. für aus dem Griechischen übersetzte Texte (so Kroll 1965:262). Adams (1976:72) geht sogar so weit zu behaupten, dass es schon immer im Latein einen latenten Drift von [S]OV zu [S]VO gegeben hat.

---

5 Das Datenmaterial baut auf dem Kieler Runenkorpus auf, das unter der Leitung von Edith Marold im Rahmen eines DFG-Projekts erstellt worden war (www.runenprojekt.uni-kiel.de/default.asp). Sie hat es dem Hamburger Projekt freundlicherweise zur Verfügung gestellt, wofür ihr hier gedankt werden soll. Die umfangreichen Datensätze wurde von meinen Mitarbeitern, insbesondere von Steffen Höder, und von mir für den Bereich der syntaktisch verwertbaren Inschriften grundlegend neu aufbereitet, syntaktisch wie stilistisch klassifiziert und als Access-Datenbank gespeichert.

6 Hier sind u.a. zu nennen: Linde (1923), Kroll (1965), Hofmann / Szantyr (1972:397-410), Adams (1976), Panhuis (1982) oder Pinkster (1988, Kap. 8). Die Sichtung und Auswertung der einschlägigen lateinischen Forschungsliteratur sowie das Korrekturlesen der ersten Fassung des vorliegenden Beitrags lag in den Händen von Angela Beuerle, M.A. Für ihre sehr sorgfältige Arbeit sei ihr auch an dieser Stelle nochmals gedankt.

Als nicht unwahrscheinlich dürfte sich deshalb seine Schlussfolgerung erweisen:

> that in spoken Latin of the informal varieties VO was already established as the unmarked order, but that OV was preferred in literary Latin as a prestige pattern. The similar incidence of VO and OV in Plautus would then be due to the constant register-switching in which he notoriously engages. (Adams 1976:97)

Wie dem auch sei, Latein wird üblicherweise als *SOV-Sprache* klassifiziert, wobei sich die Endstellung des finiten Verbs sowohl in Matrix- wie in eingebetteten Sätzen wieder findet. Dies schließt eine stilistisch markierte Endstellung des Subjekts aber nicht aus (mehr dazu weiter unten). Die Wortstellung ist sehr frei, noch freier als etwa im heutigen Deutschen oder Isländischen und wird wesentlich von Thema-Rhema-Faktoren gesteuert (so Panhuis 1982).

(2) Das klassische Latein stellt ferner eine sog. *Pro-drop*-Sprache dar, also eine Sprache, bei der es weder einer nominalen noch pronominalen lexikalischen Realisierung des Subjekts bedarf wie in lat. *lego* '**ich** lese' (vgl. auch das heutige Italienische). Erst in nachklassischer Zeit trifft man vermehrt auf die Verwendung eines zusätzlichen Personalpronomens, wenn keine Emphasebedingungen vorliegen: *ego lego*.

(3) Kopula sind fakultativ, d.h. in einigen Fällen ist es ohne größeren Kontext nicht möglich zu unterscheiden, ob *porta nigra* (a) 'das schwarze Tor' oder (b) 'das Tor ist schwarz' bedeutet.

(3') Des Weiteren handelt es sich beim Latein um eine artikellose Sprache, was in typologischer Hinsicht nichts Besonderes darstellt, da es etliche andere Sprachen wie z.B. Russisch, Finnisch, Türkisch oder Japanisch gibt, die derartige morphologisch realisierte Definitheits- / Indefinitsheitsmarker nicht kennen. Definitheit (oder referenzielle Bestimmtheit) lässt sich bekanntlich auch mit anderen Mitteln sprachlich realisieren, z.B. mittels der Wortstellung, um die Abfolge von 'Thema' und 'Rhema' auszudrücken.

(4) Attribute wie Relativsätze stehen in den meisten Fällen – wie in den heutigen romanischen Sprachen – rechts von der Bezugs-Nominalphrase (NP). Damit stellt Latein eine sog. „head-modifier"-Sprache dar, die in typologischer Hinsicht mit dem Gebrauch von Präpositionen harmoniert.[7]

(5) Postpositionen gibt es, von zwei Ausnahmen abgesehen (*mecum* 'mit mir' und *Tauro tenus* 'bis zum Taurus'; Pinkster 1988:282), nicht. Diese Eigenschaft ist jedoch nicht typisch für die allermeisten SOV-Sprachen (s. Greenberg 1966:107ff.). Bei ihnen tritt die entgegengesetzte Wortstellung in der NP auf, z.T. gibt es auch vorangestellte Relativsätze, vor allem aber Postpositionen.[8] Latein gehört also zu-

---

[7] Vgl. Greenberg (1966:78): Universale 2: „In languages with prepositions, the genitive almost always follows the governing noun, while in languages with postpositions it almost always precedes."

[8] Greenberg (1966:79): Universale Nr. 4: „With overwhelmingly greater than chance frequency,

sammen mit Persisch, Akkadisch, Kuschitisch (einer Irak-) und Khamti (einer besonderen Thai-Sprache) zu Greenbergs Typ Nr. 17, der sich durch SOV-Grundwortstellung, Präpositionen, nachgestellte Genitive und Adjektive auszeichnet (Greenberg 1966:109).

2.2. Das *älteste Nordische* (das in der deutschen wie auch skandinavischen Fachliteratur irreführend als 'Urnordisch' bezeichnet wird, obwohl es sich n i c h t um eine rekonstruierte Sprache handelt[9]) zeigt einen Teil struktureller *syntaktischer Parallelen* mit dem Lateinischen. Zu den wichtigsten zählen:

(1) (S)OV-Strukturen in der zugrunde liegenden Struktur, auch noch ohne eine obligatorische Zweitpositionierung des finiten Verbs. Im Sprachgebrauch der Universalgrammatik würde man davon sprechen, dass es noch keine obligatorische „V-to-C-movement"-Transformation gibt, die das finite Verb nach C unter C' befördern würde. Über zwei Drittel aller syntaktisch deutbaren Inschriften in unserem Korpus[10] weisen eine solche Zweitstellung des finiten Verbs auf (s. auch Faarlund 2001:1708).

Ob wir es bereits mit einer 'richtigen' SVO-Sprache wie später in der Wikingerzeit zu tun haben, lässt sich nicht entscheiden, da es an Beispielen fehlt, die dies zweifelsfrei belegen könnten (z.B. mit einem finiten Modalverb, gefolgt von einem Infinitiv und einer nachfolgenden Objekts-NP, also einer Abfolge wie in den heutigen skandinavischen Sprachen).

Eine sehr freie Wortstellung, bei der die „Thema-Rhema"- (oder „Topic-Comment"-) Beziehung die entscheidende Rolle gespielt haben dürfte.

(2) *Pro-drop* war grundsätzlich möglich und in etlichen Fällen vielleicht sogar Usus, ohne dass es zur Ungrammatikalität des Satzes gekommen wäre (vgl. **gibu auja** 'ich gebe Glück'; Seeland II [Køge-Brakteat], um 500 n.Chr.; vgl. auch Faarlund 2001:1710).

(3) Die Verwendung einer Kopula war bis zum Ende dieser Periode im 8. Jahrhundert noch nicht obligatorisch, was sich bei der Inschrift von Eggjum (Z I; um 700 n.Chr.) zeigt. Allerdings wurde die Kopula eher gesetzt als weggelassen (vgl. z.B. die Inschrift von Vetteland [um 350 n.Chr.]: **flagda-faikinaR ist:** 'ist von Unholden bedroht').[11]

---

languages with normal SOV order are postpositional." und Universale Nr. 5: „If a language has dominant SOV order and the genitive follows the governing noun, then the adjective likewise follows the noun." Außerdem korreliert die N-Adj[ektiv]-Wortstellung sowohl mit N-Dem[onstrativum] sowie N-Num[erale] (s. Tabelle 6 auf S. 86).

9 Siehe hierzu auch Braunmüller (2002b:649).

10 Von allen klar deutbaren *skandinavischen* Inschriften weisen 25 zu SVO und nur 12 zu SOV gehörige Wortstellungsmuster auf (> 2:1). 30 Inschriften sind nicht dazu geeignet, etwas zur Klärung dieser Frage beizutragen.

11 Die meisten Lesungen folgen Krause / Jankuhn (1966) und Krause (1971). Nur in begründeten Ausnahmefällen wird davon abgewichen. Damit soll die Vergleichbarkeit mit anderen Untersuchungen zur Wortstellung in den altgermanischen Sprachen wie Eythórsson (1995; 2001) gesichert

(4) Die meisten Attribute (Possessiva, Demonstrativa, Appositionen; vgl. *(ek) erilaR sa*, '(ich), der Runenmeister hier',[12] Amulett von Lindholm [A]) sowie alle Relativsätze stehen r e c h t s von dem zu modifizierenden Satzglied (s. Stentoften VI [ca. 650 n.Chr.]: **sa þat bariutip** 'wer dieses [Denkmal] zerstört' und Björketorp B VI [ca. 650-700 n.Chr.]: **saR þat barutR** 'dito'): also N-Attr. und NP-S.

(5) Es gibt keine Post-, sondern nur Präpositionen (**after** [Tune] und **afatR** [Istaby] 'nach', **an** [Tjurkö] 'an', **bi** [Kragehul (Lanzenschaft)] 'bei' sowie **i** [Eggjum, Eikeland, Garbølle, Nordhuglo] 'in').

(6) Das Subjekt konnte betont, also rhematisiert, ans Satzende nach dem finiten Verb gestellt werden: O<u>V</u>S. In der lateinischen Grammatik wird diese Nachstellung des Subjekts auch Inversionswortstellung genannt (vgl. folgendes Zitat aus Caesars *De bello gallico* [I, 2]: *Apud Helvetios longe nobilissimus* <u>fuit</u> *et ditissimus* ***Orgetorix***. 'Bei den Helvetern war Orgetorix bei weitem der vornehmste und reichste'). Offenbar folgt hier das älteste Nordische bis weit ins Mittelalter hin (vgl. das Altwestnordische sowie speziell dazu Faarlund 2000:124) einem weit verbreiteten indoeuropäischen Betonungsprinzip, nach dem der Anfang und das Ende zu den am stärksten betonten Stellen im Satz gehören.

Bei diesem Punkt, aber auch bei den anderen zuvor genannten grammatischen Eigenschaften stellt sich die Frage, inwieweit hier ein gemeinsames indoeuropäisches Erbe vorliegt und was man evtl. als Folge von Sprachkontakt bezeichnen könnte. Für Bilinguale spielen solche Überlegungen jedoch keine Rolle, da es hier in erster Linie auf die gemeinsamen Sprachstrukturen ankommt.

2.3.1. Aus dieser Gegenüberstellung ergeben sich folgende drei wichtige Punkte:

(A) Über zwei Drittel aller syntaktisch eindeutig analysierbaren Sätze skandinavischer Provenienz zeigen im älteren Fuþark das finite Verb an zweiter Position im Satz (SVO). Es tritt also eine Transformation auf, die auch im Lateinischen durchaus vorkommt, dort allerdings nicht so frequent ist (s. 2.1.). Möglicherweise haben wir es mit einer germanischen Innovation oder einem besonderen stilistischen Merkmal zu tun, das mit mündlicher Rede oder einer bestimmten Textsorte in Zusammenhang stehen könnte.[13] Im Übrigen stellt die typologische Entwicklung von

---

werden. Auch sollte alles vermieden werden, was irgendwie nach Datenmanipulation aussehen könnte. Krauses Lesungen werden von den meisten, auch sprachwissenschaftlichen, Untersuchungen zu den ältesten Runeninschriften als maßgebend anerkannt.

12 *Sa* lässt sich grundsätzlich auch rein demonstrativ interpretieren im Sinne von altnord. *sá, sú, þat* 'dies-'.

13 Ramat (1987:107) bewertet diesen Sachverhalt anders, vielleicht sogar als indoeuropäisches Merkmal: „Personally, considering that the phenomenon of so-called inversion (i.e., V in second position) occurs fairly early on in Germanic texts and that its premises go back well beyond pre-Germanic, I am inclined to see the establishment of V in second position as a progressive generalization and grammaticalization of 'Wackernagel's Law'."

SOV zu SVO das zu Erwartende dar. Eine gegenläufige Entwicklung ist dagegen kaum belegt. Beide Sprachen, Latein wie (Nord-)Germanisch, folgen damit demselben Drift (vgl. auch Vennemann 1974).

(B) Die Nominalphrasen mit ihren Possessiv- und Demonstrativpronomina,[14] Appositionen (im ältesten Germanischen oft in Form von Patronymika[15]) sowie Relativsätzen[16] zeigen in beiden Sprachen eine eindeutige „head-modifier"-Parametrisierung.

Die Distribution der Zahlwörter deutet allerdings mehr in Richtung „modifier-head"-Parametrisierung, wobei aber insgesamt nur vier Beispiele („tokens") vorliegen, nämlich einmal *3* in Tune (ca. 400 n.Chr.) und zweimal *9* in Stentoften I-II (ca. 650 n.Chr.; Lesung nach Santesson) mit vorangestellten sowie einmal *3* in Gummarp (ca. 600 n.Chr.) mit nachgestelltem Zahlwort. Das Verhältnis der „types" wäre damit 2:1 zugunsten einer Voranstellung, was jedoch angesichts dieser Quellenlage nichts besagt, da die Datenbasis viel zu schmal ist.

Eindeutige Belege für (attributive) Adjektive gibt es – überraschenderweise – in unserem Korpus nicht. Ob die Inschrift auf dem Lanzenschaft von Kragehul (**h͡e**/// **lija**/// 'helmvernichtend-') wirklich ein Adjektiv enthält, ist unklar. **niuhA/a** auf dem Stein von Stentoften [I-II] wird seit der überzeugenden Neulesung von Santesson (1989) nicht mehr als Adjektiv ('neu'), sondern als Zahlwort *9* angesehen. Die Präsenspartizipien **suwimade** 'schwimmend-' und **gAlande** 'schreiend-' auf dem Eggjum-Stein (Z. II) kommen nicht in eindeutig nachgestellter attributiver Funktion vor, weshalb es nicht möglich ist zu entscheiden, ob das älteste Germanische bereits dem Typus der modernen germanischen Sprachen und damit Greenbergs Typus Nr. 10 (mit SVO, Präpositionen, vorangestellten Genitiven und Adjektiven) entspricht.

(C) Die Verteilung der Genitivkonstruktionen in den Nominalphrasen des ältesten Germanischen zeigt überwiegend eine Voranstellung (Gen-NP): 8 stehen vor und nur 2 nach den Bezugs-NPs. Von zwei Ausnahmen („tokens") abgesehen (Stentoften und Björketorp: **hideR** [**hAidR**] **runono** [**runoronu**] 'der Glanzrunen Reihe'), gibt es in diesen Runeninschriften nur Animata, meist Namen, als Genitive, und zwar in Voran- wie in Nachstellung. (Im Latein dominieren allerdings die nachgestellten Genitive bei weitem.)

---

[14] Die entsprechenden Beispiele finden sich u.a. in Braunmüller (1994:30): *Possessivpronomina* gibt es in den Inschriften von Vetteland (ca. 350 n.Chr.), Opedal (ca. 400-450 n.Chr.) und Kjølevik (um 450 n.Chr.), während die *Demonstrativpronomina* erst viel später auftreten, nämlich in den Inschriften von Strøm (ca. 600 n.Chr.), Istaby (ca. 600-650 n.Chr.) und Roes (um 750 n.Chr.) mit Nachstellung, sowie in der Inschrift von By (ca. 550-600 n.Chr.), dem einzigen Beispiel mit einem vorangestellten *Demonstrativpronomen* (**þat aRina** 'dieser Stein'). Zwei zweifelhafte Fälle wurden weggelassen.

[15] Beispiele hierzu finden sich in Braunmüller (1994:32).

[16] Die Herausbildung von Relativsätzen setzt erst sehr spät ein (bzw. ist erst spät in den Quellen überliefert). Vor 500 n.Chr. sind jedenfalls weder Relativ- noch andere Gliedsätze bekannt.

2.3.2. Zugrunde liegende OV-Strukturen und eine sehr freie Wortstellung sind, bis zum Beweis des Gegenteils, als gemeinsames indoeuropäisches Erbe zu betrachten, auch wenn in über zwei Dritteln aller syntaktisch deutbaren ältesten Runeninschriften das Verbum finitum bereits an zweiter Stelle (V2) im Satz steht (vgl. Braunmüller 1982:138ff., Eythórsson 1995:188 „functional head position"; 2001:46ff.). Eine ähnliche Transformation hat es jedoch, zumindest im mündlichen Lateinischen, auch schon gegeben. Linde (1923:170) sieht diese Entwicklung als Folge einer anderen Fokussierung und in unterschiedlicher Ausprägung bei den einzelnen Schriftstellern: „Da nun das Satzende neben dem Anfang die stärkste Tonstelle war, so rückten diese zu betonenden Satzteile dorthin [in die sog. Zwischenstellung, d.h. „nach dem ersten betonten Wort und vor dem Satzschluß" (S. 169)] und verdrängen das Verb."[17]

Es vollzieht sich vorbereitend oder bereits definitiv die Entwicklung des Nordischen zu einer SVO-Sprache und wird zu einem wesentlich typologischen Kriterium, eine Entwicklung, der tendenziell auch das Latein unterliegt. Umstritten ist nur, wie früh und wie schnell sich die V2-Stellung im Lateinischen ausgebreitet hat. Beiden Sprachen gemeinsam ist auch die „head-dependent"-Parametrisierung wesentlicher NP-Modifikatoren.

2.3.3. Für (mehr oder weniger) zweisprachige Germanen bedeuten diese grundlegenden typologischen wie topologischen[18] Übereinstimmungen (A-C), dass es für sie ein Leichtes war, von der einen Sprache in die andere zu wechseln, also z.B. vom Nordischen zum Latein und umgekehrt. Es war also ohne weiteres möglich, in beiden Sprachen weitgehend die gleichen syntaktischen Konstruktionen und Wortstellungsmuster zu verwenden. Diese Erscheinung kann man im Anschluss an Muysken (2000:Kap. 5) „congruent lexicalization" nennen.

2.3.4. Es gibt jedoch auch Unterschiede zwischen dem Latein und dem ältesten Nordischen, diese sind aber nicht prinzipieller Art, zumindest nicht im syntaktischen Bereich. Ob es generell V3-Strukturen, wie offenbar in der Inschrift von Eikeland (um 600 n.Chr.) dokumentiert, gegeben hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen (s. die Diskussion in Kap. 4).

2.4. Beispiele für direkten *Sprachkontakt* und *bilingualen Transfer* müssen also auf der textuellen und / oder morphosyntaktischen Ebene gesucht werden. Lateinische Lehnwörter sind im Runischen nicht belegt, was allerdings nicht als Gegenargument bezüglich der Zweisprachigkeit bei den Schreibkundigen taugt, sondern nur etwas

---

[17] Vgl. Hofmann / Szantyr (1972:398): „Im Spätlatein zeigt sich bei einzelnen Schriftstellern [...] eine manierierte Art, ein beliebiges Wort im Satz ohne Rücksicht auf seine Bedeutung durch eine hervorragende Stellung im Satz, meist am Ende, hervorzuheben."

[18] In den syntaktisch auswertbaren Inschriften unseres Korpus' sind folgende 21 (!) Stellungsvarianten vertreten: OSOV, OSV, OV, OVO, OVS, Präd.S, Präd.V, Präd.VS, SO, SOO, SOV, SOVO, SPräd., SV, SVO, SVPräd., VO, VOS, VOSO, VPräd., VSO.

zur Art und zum Umfang des Sprachkontakts auszusagen vermag. Dieser war vor der Einführung des Christentums im Norden wenig intensiv und nur auf wenige Gruppen der Gesellschaft beschränkt und hat deshalb keine lexikalischen Spuren hinterlassen.

Eindeutige Indizien für sprachlichen Transfer sind u.a. (a) die Übernahme von Stilmustern [s. Kap. 2.5.], (b) die Adaption bestimmter Genres und deren Textnormen [s. Kap. 3.] sowie (c) die Entlehnung grammatischer Strukturen und / oder Kategorien [s. Kap. 4.]. Da es zu ihnen auffällige Parallelen in der klassisch-antiken rhetorischen Tradition gibt, gilt es, bestimmte Genres, Satz- wie auch semiotische Metastrukturen zu finden, die eher nicht-germanischer Provenienz sind.

2.5. *Hyperbaton*-Konstruktionen stellen eindeutige Beispiele für den Einfluss der klassischen Rhetorik auf das Nordische bzw. die ältesten Runeninschriften dar (vgl. auch Braunmüller 2002a:18).[19] Im Übrigen zeigen viele der etwas längeren Inschriften eine starke rhetorische Durchformung. Während anaphorische Ausdrücke (vgl. die fünfmalige Nennung der Negationspartikel **ni** auf dem Eggjumstein (I; um 700 n.Chr.) oder zweimal das Zahlwort *9* auf der Stentofteninschrift) nicht notwendigerweise auf eine Schulung in lateinischer Rhetorik zurück zu führen sind – hier wird man eher von Stilfiguren ausgehen können, die generell in stilistisch markierten Texten anzutreffen sind –, lassen sich die Hyperbaton-Konstruktionen mit ihrem Aufbrechen der *ordo naturalis*-Reihenfolge der Satzglieder kaum auf eine andere Weise erklären, besonders dann nicht, wenn man die Bedingungen für römisch-germanische Kontakte in Betracht zieht. Treten jedoch Parallelismen in Form von Anaphern und / oder Assonanzen zusammen mit Hyperbaton-Konstruktionen auf, deutet alles darauf hin, dass wir es mit lateinischem rhetorischem Einfluss zu tun haben (vgl. z.B. die Inschriften von Björketorp und Stentoften).

Inschriften mit Hyperbata sind: Seeland 2, der sog. Køge-Brakteat (um 500 n.Chr.), Noleby (ca. 600 n.Chr.), Stentoften (V, ca. 650 n.Chr.) sowie Björketorp (B I-II; ca. 650-700 n.Chr.): **hariuha haitika farauisa** 'H. heiße ich, der Gefährliches Wissende' (oder 'der sich im Reisen / Umherfahren auskennt' [so Antonsen und Birkmann]); Seeland 2, Teil 1]. Die normale, nicht rhetorisierte Wortstellung hätte lauten müssen: **ek haite hariuha, farauisa**, also mit Subjekt, finitem Verb und prädikativer Apposition (unterstrichen).

Dass es sich bei den Blekinge-Inschriften (hier: Stentoften und Björketorp) um sprachlich hoch stilisierte Inschriften handelt, wird sofort klar, wenn man ihre sprachliche Form näher betrachtet: **hAidRruno ronu fAlAhAk hAiderA ginArunAR**

[19] Sonderegger (1998:30f.) hat zu zeigen versucht, dass „dichterische Wortstellungstypen" in den Runeninschriften, auch noch in der Wikingerzeit (vgl. z.B. den Jellingstein [um 960 n.Chr.] und den Sønder Vissing-Stein [ca. 950-1000 n.Chr.]), sowie in altgermanischer Dichtung auftreten, die genuin germanischen Ursprungs seien und die er „Umrahmungen" nennt. Dass hier vielmehr Hyperbata oder ein Einfluss der antiken Rhetorik vorliegen könnten, wird jedoch nicht erwogen.

('der Glanzrunen Reihe barg hier ich, magisch wirkende Runen'). Es treten nämlich ein Hyperbaton sowie verschiedene Formen von Alliteration (Assonanzen), auch im Bereich des Vokalismus, auf.

Bevor wir einige Inschriften in grammatischer Hinsicht näher analysieren, wollen wir untersuchen, inwieweit römische Vorbilder bezüglich (a) des Genres, (b) der Art der Überlieferung (besonders des Schriftträgers) sowie (c) der Funktion vorliegen.

3. Gemeinsamkeiten bei den Textsorten? Runische Inschriften im Vergleich zu lateinischen Inschriften der Merowingerzeit und den sog. *defixiones*

3.1. Düwel weist in der neuesten Ausgabe seiner Einführung in die Runologie (2001:67-70) auf die Tatsache hin, dass es auch lateinische Inschriften in der Merowingerzeit gegeben hat, die jedoch in der Runologie bislang nicht beachtet worden seien. Teils handle es sich um mediterrane Importe, teils um Produkte heimischer Werkstätten. Sein Fazit lautet: „Latein- und Runeninschriften stehen unvermittelt nebeneinander und stellen verschiedene – wenn man so sagen darf – Schriftkulturen dar. Auf vergleichbare Gegenstände bezogen, ist die run. Überlieferung durchweg etwas älter als die lat." Düwels Vergleich (2001:70) ergibt folgendes Bild:

Lateininschriften	Runeninschriften
– Statussymbole in Gräbern der Oberschicht	– Statussymbole in Gräbern der Mittelschicht
– auf Männer- und Frauensachen	– vorwiegend auf Frauensachen
– auf der Vorderseite der Objekte	– auf der Rückseite von Gegenständen
– meist bei der Herstellung eingetragen	– meist nach der Anfertigung des Gegenstandes eingetragen
– repräsentativ-öffentlicher Charakter	– verborgen angebracht, zu privater Mitteilung bestimmt
– bilden einen wesentlichen Bestandteil des beschrifteten Objekts	– eher beiläufiger Charakter
– zeigen oftmals Beziehung zum Gegenstand	– lassen Beziehung zum Gegenstand kaum erkennen
– Mitteilungscharakter	– Namennennungen, nicht immer eindeutig auf Hersteller, Schenker, Besitzer oder Runenritzer zu beziehen
– halten das Herstellen, die Art und Funktion des Gegenstandes fest	– betonen gelegentlich das Ritzenkönnen
– dokumentieren zumeist angenommenes Christentum	– dokumentieren Annäherung an den neuen Glauben (verbunden mit Synkretismen)

Zu dieser Gegenüberstellung muss gesagt werden, dass sie sich ausschließlich auf die *kontinentalen*, d.h. südgermanischen Runeninschriften im südwestdeutschen

Raum bezieht. Dort war das Zusammenleben mit den Römern recht intensiv, was sich auch auf die Art und den Charakter der Runeninschriften, wie man sieht, bis zu einem bestimmten Grad ausgewirkt hat.

Im *Norden der Germania* liegen die Dinge jedoch völlig anders. Das Christentum spielt keine Rolle, da der Norden zu dieser Zeit noch heidnisch war. Auch hatten die Runeninschriften andere Funktionen und Inhalte. Es gibt (meist nur kurze) Inschriften mit beschwörenden Formelwörtern (**alu** 'Zauberwort', 'Bier?', **laukaʀ** 'Lauch' oder **laþu** 'Ladung, Zitation'), solche, die das ganze Alphabet (sc. Fuþark) enthalten und dann eine Vielzahl von Inschriften, bei denen es darum geht, dass ein Runenmeister (*erilaʀ*) eine bestimmte Inschrift für oder zum Gedenken an jemanden geritzt hat. In etlichen Fällen wird die Fähigkeit des Schreibenkönnens (Reistad, 450-500 n.Chr.) oder die Verfasserschaft bzw. Veranlassung dokumentiert (Nøvling, um 200 n.Chr.; Einang, 350-400 n.Chr.; Gallehus, um 400 n.Chr. bzw. Ellestad, um 600 n.Chr.; Gummarp um 600 n.Chr.), es werden Grabstätten bezeichnet (Amla, 450-500 n.Chr.; Bø um 500 n.Chr.), Drohungen gegen Grabfrevler ausgesprochen (z.B. Eggjum, um 700 n.Chr.), Glücksversprechen für den Träger eines Brakteaten abgegeben (u.a. Seeland 2 / Køge; Skodborg, um 500 n.Chr.), um nur ein paar typische Beispiele nennen. In Einzelfällen 'spricht' auch die Inschrift selbst zum Leser (Prosopopöie): **mk mrla wrta** 'mich wirkte Merila' (Etelhem, 450-500 n.Chr., übrigens eine Inschrift, bei der die meisten Vokale ausgelassen wurden). Lediglich die allerspätesten Inschriften aus dem späten 7. bis 8. Jahrhundert enthalten wesentlich längere und inhaltlich komplexere Texte (Eggjum, die Blekingesteine). Kurzum, wir haben es im Norden mit völlig anderen Inhalten und Funktionen zu tun.

3.2. Ein direkter Vergleich der ältesten nordischen Runeninschriften mit der normalen römische Epigraphik auf Baudenkmälern oder auf Grabstelen / -steinen kommt unter diesen Umständen nicht in Frage, da sich hier so gut wie keine Bezugs- oder Berührungspunkte sowohl von der Funktion wie von den Schriftträgern (noch keine Dominanz von Inschriften auf Steinen) her ergeben. Damit entfällt ein wichtiges Argument für den Kulturkontakt, was dieses Genre angeht.

Nun sind wir jedoch in der glücklichen Lage, dass es seit der griechischen Antike einen Typus von Inschriften gibt, der sich in seiner Funktion in wesentlichen Punkten mit denen der nordischen Runeninschriften deckt. Diese Art von Inschrift wurde auch von den Römern übernommen und als *defixiones* bezeichnet, d.h. als Verwünschungs- oder Verfluchungsinschriften, die einen negativen Zauber auf die darin genannte Person übertragen sollen. Der Name rührt daher, dass ein Gegenstand mit einem Nagel durchbohrt worden ist. Die hierfür am häufigsten verbreiteten Schriftträger waren Amulette und vor allem kleine Bleitafeln, z.T. auch Bleirollen, also Metall. Ein Vergleich dieser besonderen Form der lateinischen Gebrauchsepigraphik ergibt Folgendes: [20]

[20] Die hier zusammen gestellten (ersten) Beobachtungen basieren auf einem Vergleich, den Angela

Lateinische *defixiones* im Vergleich mit den nordischen Runeninschriften im älteren Fuþark

- ✓ die Schriftsysteme (lateinisches Alphabet / germanisches Fuþark) wie auch die Inschriften selbst haben eine Bedeutung über den Informationsgehalt des eigentlichen Textes hinaus
- ✓ die Inschriften wurden als Amulette getragen oder aber in der Erde vergraben (Bleitäfelchen mit *defixiones* / Brakteaten, Amulette und Fibeln mit Runen)
- ✓ es treten 'sinnlose' Wörter und Zeichen auf (Ἐφέσια γράμματα [Ephesiae litterae] / z.B. Runeninschriften von Kragehul [Lanze] oder Lindholm [Amulett])
- ✓ dem Schreiben von Buchstabenreihen sowie dem Zitieren des vollständigen Alphabets / Fuþarks wird eine wichtige Bedeutung zugemessen
- ✓ die Schriftzeichen können bisweilen auf dem Kopf stehen oder nach links gekippt sein (bei den Runen: Sturz- bzw. Wenderunen)
- ✓ die Schreibrichtung ist noch nicht festgelegt (links–rechts, rechts–links, Boustrophedon)
- ✓ die Inschriften zeugen von sehr unterschiedlicher Schreib- und Sprachkompetenz
- ✓ Reime / Assonanzen / Alliterationen spielen bei etlichen Inschriften eine wesentliche Rolle
- ✓ der Zeitraum der Verbreitung überschneidet sich deutlich
- ✓ die räumliche Verbreitung erfasst in beiden Fällen ganz Nordwesteuropa
- ✓ von zentraler Bedeutung ist die referenzielle Zuordnung zum 'Opfer' bzw. zu den Bezugspersonen, weshalb etliche Namen (teilweise sogar Listen mit Namen) genannt werden
- ✓ Die V2-Wortstellung tritt in *defixiones* häufiger als in anderen lateinischen Prosatextsorten auf. Bei den ältesten Runeninschriften weisen ca. 2/3 V2-Wortstellung auf (Grundwortstellung: SOV).

Bereits dieser erste schematische Vergleich zeigt, dass wir hier offenbar auf ein *Genre* gestoßen sind, das viel eher dem Texttypus wie der kommunikativen Funktion der nordischen Runeninschriften im älteren Fuþark entspricht. Offenkundig wurde die Kenntnis eines Schreibsystems bzw. das Schreibenkönnen von den Skandinaviern nur für ganz spezifische Zwecke eingesetzt, nämlich um bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten eines sog. Runenmeisters zum Ausdruck zu bringen, Personen oder auch Orte mit Wünschen, Verwünschungen etc. zu versehen, indem man sich auf die magische Wirkung von Schriften wie von einzelnen magischen Symbolwörtern wie **alu**, **laukar** oder **laþu** beruft. Dabei bedient man sich teilweise auch sinnloser Lautkombinationen oder Assonanzen, um dem Gesagten durch eine bestimmte 'poetische' Hyperstruktur mehr Nachdruck und Wirkung zu verleihen.

Beuerle im Rahmen des in Fn. 1 genannten DFG-Projekts angefertigt hat.

3.3.1. Es werden nun einige konkrete *Beispiele aus dem Lateinischen* und dann den ältesten nordischen Runeninschriften gegeben, um das Schema aus Kap. 3.2. zu illustrieren:

(a) Als Beispiele für einen beschwörenden Text mit Alliteration sei der folgende aus Önnerfors (1991:6) zitiert: *ede, ede, tacy, tacy* 'jetzt, jetzt, schnell, schnell' (s. auch Audollent 1904:199). Es handelt sich jedoch um eine Übernahme nach griechischem Vorbild.

(b) Eine sinnlose Aneinandereihung von Wörtern, die keinerlei Bedeutung haben, liegt vor in: *Huat, hauat, huat, ista pista sista,*[21] *dannabo dannaustra* (nach Önnerfors 1991:7).

(c) Das Nennen des ganzen Alphabets findet sich auf folgender lateinischer Inschrift: *abcdefghiklmnoprrstvwxyz Artus fututor* ... 'abc... Artus der Beischläfer ...',[22] wobei allerdings die Verschreibung bzw. Auslassung[23] von *q*, hier hervorgehoben, auffällt und wofür ein (zweites) *r* steht (Audollent 1904:155). Das Schreiben von Buchstabenreihen wie etwa *ABRACADABRA*, um eine magische Handlung durch Nennung der Buchstaben im Alphabet (*ABCD*) auszuführen, ist – laut Önnerfors (1991:25f.) – bereits um 200 n.Chr. bei dem medizinischen Dichter Quintus Serenus belegt, dem Verfasser eines Rezeptbuchs mit über 1100 Hexametern.

(d) Lateinische Votivinschriften sehen hingegen oftmals so aus (nach Panhuis [1982:104], der sich wiederum auf die immer noch maßgebende Edition von Ernout [1957] bezieht):

Poubilia Turpilia Cn. uxor hoce seignum pro Cn. filiod Dianai donum dedit.
'Pubilia Turpilia, Gnaeus' Gattin, dieses Zeichen für Cn.'s Sohn Diana als Geschenk gab'
M. Bicoleio V. l. Honore donum dedit mereto.
'Marcus Bicoleius, Vibius' Freigelassener, zur Ehre (dies) Geschenk gab verdientermaßen'

---

[21] Diese Inschrift erinnert an die auch von Düwel (2001:98) zitierte dänische Inschrift von Gørlev I (Seeland, DR 239), wo auf der B-Seite – aufgelöst – *þistil(l)* 'Distel', *mistil(l)* 'Mistel' und *kistil(l)* 'kleine Kiste' steht. Die nicht aufgelöste Inschrift lautet hingegen auf der Inschrift **bmkiiisssttiiilll**, wobei man offenbar von einer dreifachen Verschachtelung der angeführten Wörter ausgeht. Von einem anderen Runenmeister wurde daran anschließend noch der metasprachliche Satz 'Ich setzte die Runen richtig' angefügt, was der Interpretation eine neue Dimension verleiht.

[22] Der ganze, nunmehr aufgelöste Text lautet nach Audollent (1904:155) und von uns ins Deutsche übersetzt: *Art(um) ligo Dercomogni (filium), Artus (enim) fututor (est)* 'ich binde fest / verbinde Artus, [den Sohn] des D., A. [ist jedoch] der Beischläfer'. Außerdem stehen noch zwei weitere Namen auf dieser Inschrift: *Aprilis* und *Kaesio*. Die Entstehungszeit dieses Textes wird auf den Zeitraum zwischen 80 und 143 n.Chr. datiert.

[23] Dass das *u* in dieser Aufzählung fehlt, geht jedoch in Ordnung, da im Lateinischen das *v* graphemisch das konsonantische (*v*) wie das vokalische /u/ (= *u*) abgedeckt hat. Analoges gilt für *i*, das für das konsonantische (*j*) wie das vokalische /i/ (= *i*) steht.

Als Beispiel für eine 'religiöse' Defixio mag folgende Inschrift dienen (Panhuis 1982:105):

Haec Salvia, tibi dabo, cum compotem feceris.
'Diese, Salvia, dir ich geben werde, wenn du möglich gemacht haben wirst'
Do tibi caput Avoniaes. Proserpina Salvia, do tibi frontem Avoniaes ...
'Ich gebe dir (das) Haupt der Avonia, Proserpina Salvia, ich gebe dir (die) Stirn der A. ....'

Adressatin ist Proserpina oder Salvia, die Gattin des Pluto, des Gottes der Unterwelt, weshalb diese Inschrift auf ein Bleitäfelchen eingeritzt und danach in der Erde vergraben wurde. Ziel des Bittenden ist es, dass Avonia, eine Frau, noch vor Ende März sterben möge.

3.3.2. *Parallelbeispiele aus dem Runenkorpus* zu finden, ist nicht schwer. So sehr sich auch diese beiden Inschriftentypen in der konkreten, z.T. einzelsprachlich bedingten Ausformulierung und im kulturellen Hintergrund unterscheiden mögen, so sehr stimmen sie jedoch in den Funktionen und den (rhetorischen) Strukturierungsprinzipien überein.

(a) Als Bespiele mit Assonanzen / Alliterationen könnten allein aus dem Korpus der syntaktisch analysierbaren Inschriften über 27 Inschriften angeführt werden. Es seien hier jedoch nur folgende Inschriften genannt: Gallehus (um 400 n.Chr.) **ek hlewagastiR holtijaR horna tawido**, Etelhem (450-500 n.Chr.) **mk mrla wrta** 'mich wirkte Merila', oder Strøm (um 600 n.Chr.) **wate ͡hali hino hor͡na**; **͡ha͡ha skaþi**, **͡haþu ligi** 'es netze diesen Stein (das) Horn! Schädige das Grummet! Es liege die Mahd!', wobei besonders die zuletzt genannte Inschrift mit ihrem beschwörenden Wunsch gut zum Typus der Defixiones passt.

(b) Sinnlose Aneinanderreihungen von Runen gibt es gerade in dieser ältesten Periode des Nordgermanischen recht häufig, was einige Runologen nicht daran gehindert hat, z.T. völlig aus der Luft gegriffene und im Zweifelsfall – allerdings in einem anderen Sinne – 'magische' Deutungen vorzuschlagen. Dieser Zwang zur Sinngebung entfällt, sobald man sich über das parallele Genre der Defixiones klar geworden ist. In nicht wenigen Fällen, und dies trifft besonders für viele Brakteaten zu, wird übersehen, dass es sich wahrscheinlich um (seriell gefertigte) 'Raubkopien' von schreibunkundigen Handwerkern in Skandinavien gehandelt haben wird, denen es nur darauf ankam, irgendwelche Runen (oder runenähnliche Zeichen) umlaufend auf einem Brakteaten anzubringen, (a) weil dies für diese Schmuckstücke aus Gold so üblich, also genretypisch ist, und (b) weil sich die Nennung von Runen als besonders verkaufsfördernd erwiesen hat (Amulette, Glücksbringer).

Als Beispiele kann man folgende Inschriften anführen: den zweiten Teil auf dem Lanzenschaft von Kragehul (Anfang des 6. Jhs. n.Chr.): **͡ga͡ga͡ga ginu-͡ga**, das Amulett von Lindholm (ca. 500-550 n.Chr.): **aaaaaaaa RRR nnnn bmu ttt** :, aber auch Inschriften wie die auf dem Lanzenblatt von Mo(o)s (200-250 n.Chr.)

sioag oder auf der Schnalle von Vimose (um 200 n.Chr.) I: **aadagasu**, II: **laasauwija** mit ihrer Ansammlung von achtmal **a** könnte man dazu zählen, obwohl Krause (1971:174) eine Lesung vorgelegt hat: 'Ase! Den Andag weihe ich, der kleine Ase, dem Asen (Wodan)', um nur zwei sehr alte Inschriften zu zitieren.

Nicht deutbare Einzelwörter gibt es sehr viele, wobei sich der Rückgriff auf die Deutung als Namen im Lichte dieser Theorie noch problematischer als heute schon erweist.

(c) Das ganze nordische Alphabet, also das Fuþark, findet sich zuerst auf der Steinplatte von Kylver (ca. 400-450 n.Chr.): **fuþarkgwhnijpïʀstbemlŋdo** [alle 24 Zeichen] sowie später auf den Steinen von Gørlev I oder Malt,[24] die beide jedoch der frühen Wikingerzeit angehören und dementsprechend ein Fuþark von nunmehr 16 Zeichen enthalten. Auffallend beim Stein von Gørlev I ist das gleichzeitige Auftreten einer verschlüsselten Runenreihe, die anscheinend weder eine Struktur hat noch einen Sinn zu ergeben scheint (s. Fn. 21). Damit liegen gleich zwei Merkmale vor, die eindeutige Parallelen mit lateinischen Defixiones aufweisen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es ganz zweifellos lateinische Vorbilder zu den ältesten runischen Inschriften gegeben hat, was aus diesen Vergleichen ausreichend deutlich geworden ist. Von einem 'historischen Zufall' oder rein zufälligen Übereinstimmungen auszugehen, scheidet angesichts der oben beschriebenen Kontaktsituation aus. Hinzu kommt noch die nahezu deckungsgleiche Übereinstimmung des Zeitrahmens, in dem sowohl Defixiones wie die Runeninschriften entstanden bzw. überliefert sind (2.- 6. bzw. 8. Jahrhundert).

Auf einige andere Punkte der Übersicht in Kap. 3.2. sind wir aus Platzgründen nicht eingegangen. Wer sich jemals mit Runen befasst hat, weiß, dass es Sturz- und Wenderunen gibt, dass die Schriftrichtung noch nicht fest liegt, es 'Runenmeister' mit unterschiedlicher Sprach- und Schriftkompetenz gibt, und dass die Nennung von Namen bereits ein Grund sein kann, etwas auf einem bestimmten Gegenstand einzuritzen. Dies alles muss an dieser Stelle nicht mehr eigens anhand von Zitaten ausführlich dargestellt und belegt werden.

---

[24] Auf dem Maltstein, dessen Datierung man in den verschiedenen Lesungen zwischen dem Ausgang des 9. und dem Ende des 10. Jahrhunderts angesetzt hat, steht – meiner Deutung zufolge (Braunmüller 1992:163) – auf der Seite B 1 zweimal das lateinische Wort *titul* ohne Zwischenraum geschrieben, das ich auf dem Hintergrund einer im europäischen Mittelalter seit dem 9. Jahrhundert weit verbreiteten (falschen) Etymologie von Remigius von Auxerre als 'kleine Sonne' und damit als Verkleinerungsform zu *Titan* gedeutet habe. Daran anschließend folgt auf B 2 das komplette Fuþark, identisch mit dem Fuþark von Gørlev I. Auf A 3 steht eine Fluchformel für Frevler an diesem Gedenkstein, woran sich in A 4 die Drohung anschließt: 'Die Sonne verfolgt jeden!' (S. 158). Durch den hier erstmals durchgeführten Vergleich der Runeninschriften mit den lateinischen Defixiones erhält diese Interpretation einen neuen aufschlussreichen Deutungszusammenhang.

Jetzt gilt es nur noch zu klären, weshalb sich die Germanen im Süden wie im Norden nach dem Erwerb der Schriftkultur im Kontakt mit den Römern ausschließlich auf diese Form der Schriftlichkeit beschränkt haben. Der Grund liegt m.E. auf der Hand: die *Funktion der Defixiones* war es, die allein attraktiv war: Es konnten die Götter unabhängig von zeitlicher Vergänglichkeit permanent und damit besonders wirksam beschworen, Flüche und Wünsche dauerhaft festgehalten sowie verschiedene Arten der Magie ausgeübt werden. Dichtung wie Erzählungen oder Berichte wurden weiterhin nur mündlich tradiert, dafür bestand keine Notwendigkeit der Verschriftlichung.

Aber offenkundig waren die Germanen von der Fixierung des Willens des Schreibers auf bestimmten Schriftträgern so beeindruckt, dass auch die damit verbundenen Gebrauchsbedingungen als Teil des Ritus mit übernommen wurden: Die Inschrift wird verdeckt oder zumindest nicht als zentraler Bestandteil des Gegenstandes eingeritzt, die Beschriftung geschieht bei Gebrauchsgegenständen in der Regel nachträglich und befindet sich an wenig auffälligen Stellen.

4. Diskussion syntaktisch-grammatischer Merkmale in einigen Runeninschriften unter dem Gesichtspunkt der Mehrsprachigkeit

4.1. Die Wortstellung der ältesten nordischen Runeninschriften ist in vielen Fällen sehr ungewöhnlich, was sich nur zum Teil mit einer Thema-Rhema-Strukturierung, der sehr freien Wortstellung und dem direkten Bezug auf den Gegenstand erklären lässt.

In drei Fällen treten syntaktisch ungewöhnliche sog. V3-Stellungen auf, also Sätze, bei denen sich das finite Verb an dritter Stelle im Satz befindet. Laut Behaghel (1932:§ 1429 / S. 12f.) handele es sich um eine Verbstellung, die bis in die indoeuropäische Zeit bzw. auf die ältesten germanischen Dialekte zurückreicht. Erklärt wird dieser Sachverhalt mit Wackernagels Gesetz (1892), demzufolge der zweite Platz der für unbetonte Wörter ist. „Es kann aber kein Zweifel sein, daß jene kleinen Wörtchen einen noch geringeren Ton hatten als das Verbum: sie erhalten die zweite, das Verbum die dritte Stelle" (S. 13). Auch in einem konjunktionell angeschlossenen zweiten Satz zeige dieser nicht selten eine Nichtzweitstellung, was ebenfalls wohl auf das Indoeuropäische zurück gehe.

Für die moderne Syntaxforschung bereiten solche Sätze gewisse Beschreibungsprobleme,[25] weil nicht klar ist, ob und wohin das (direkte oder indirekte) Objekt gegenüber dem finiten Verb bewegt wird, oder ob das Verb eine andere Position als die unter C zugewiesen bekommen muss, die es normalerweise nicht hat.

---

[25] Vgl. dem gegenüber Faarlund (1990:165ff.), der bei der Inschrift von Eikeland (b) der Lesung von Grønvik folgt und zwei Sätze aus (b) macht, wobei der zweite Satz mit **writu** beginnt. Bei Stentoften (c) folgt er Antonsens (und Makaevs) Lesung, die beide als zweites Wort (zweimal) einen Namen (**uha**) und ein sog. Backward Gapping des finiten Verbs **gaf** annehmen. Diese Lesung wird heute jedoch von kaum jemandem mehr akzeptiert.

Folgende Inschriften kommen im ältesten Germanischen als V3-Kandidaten in Frage:

(a) Tune [I-II; um 400 n.Chr.]: **ek wiwaR after · woduri | de writa(n)d͡a-h͡alaiban : worahto : r///** 'Ich Wiw nach Wodurid, (meinem) Brotwart, wirkte die Runen' (nach Krause 1971:170): [S App.] [PP App.] **V** O,

(b) Eikeland [um 600 n.Chr.]: **ek wiR wiwio writu i runo a͡Rsni** 'Ich Wir für Wiwio (?) ritze ein die Runen jetzt (?)' (nach Krause 1971:145): [S App.] $O_{Dat.}$ **V** Adv. $O_{Akk.}$ Adv., [rekonstruiert: '(...) runōR á s(i)n(n)i'],

(c) Stentoften [I-III; ca. 650 n.Chr.]: **niuhAborumR niuha(n)gestumR haþuwolAfRgAfj**: 'Mit 9 Böcken, mit 9 Hengsten Haþuwolfr (Half) gab [ein gutes] Jahr' (Lesung nach Santesson 1989: 227, wobei das **j** als Begriffsrune gelesen wird): [$O_{Dat.}$ $O_{Dat.}$] S **V** $O_{Akk.}$.

Als grammatische Beschreibungen bieten sich im Rahmen der Universalgrammatik u.a. folgende Möglichkeiten an, deren Details an dieser Stelle aber nur angedeutet werden können, da eine ausführliche Diskussion im Rahmen dieses Themas viel zu weit führen würde:[26]

(1) Die an zweiter Stelle stehende nicht-verbale Konstituente wird als Adjunktion unter CP eingefügt und nimmt so eine zweite XP- bzw. Specifier-Position in Bezug auf CP ein. Das Subjekt sowie das betreffende (indirekte) Objekt – wie in (b) und (c) – nähmen dann beide die Rolle von Specifiers unter dem höchsten Knoten CP bzw. einer Kopie davon ein. Diese Lösung funktioniert deskriptiv problemlos, da durch die Dopplung der CP eine zweite Position links vor dem finiten Verb geschaffen wird.

(2) Man nimmt einen sog. Scambling-Prozess an, als dessen Folge die eine Objekts-NP an die VP adjungiert wird. Eine Bewegung von V zu C („V2-movement") erfolgt nicht; das Verb verbleibt unter I (s. [3]).

(3) Bei einer anderen Art der Beschreibung geht man davon aus, dass das indirekte Objekt unter der sog. kleinen vP zwischen I und V' in die betreffende Specifier-Position eingefügt wird. Auf diese Weise wird, gemäß dem Binaritätsprinzip, die ursprüngliche komplexe VP (mit V und zwei Objekten) in eine übergeordnete vP und eine nachgeordnete VP aufgespalten. Auch hier wird das Verb nicht über I hinaus bewegt. Sowohl Lösungsmöglichkeit (2) wie (3) setzen allerdings eine $[O\ V]_{V'}$-Struktur unter der VP sowie die Platzierung von I rechts unter IP voraus.

(4) Die einfachste Lösung, zumindest für die Inschrift von Eikeland (b), ist sicher die, dass das direkte Objekt hinter das finite Verb mittels einer Extrapositionstrans-

---

[26] Für eine allgemeine Diskussion dieser Problematik und der entsprechenden Lösungsvorschläge dazu danke ich meinem Kollegen Jürgen M. Meisel.

formation verschoben wird: $SO_{IO}\mathbf{O_{DO}}V \Rightarrow SO_{IO}V\mathbf{O_{DO}}$. Für alle übrigen Satzglieder würde sich dann nämlich an der ursprünglichen Reihenfolge (SOV) nichts ändern. Eine V2-Anhebung nach C findet nicht statt.

Entsprechend könnte man für die Inschrift von Stentoften (c) das indirekte Objekt mittels Extraposition vor das Subjekt stellen, wobei außerdem noch eine V2-Bewegung des finiten Verbs anzusetzen wäre: $SO_{IO}O_{DO}V \Rightarrow S\mathbf{V}O_{IO}O_{DO} \Rightarrow \mathbf{O_{IO}}SVO_{DO}$.

Genau genommen kann man nur die Inschrift von Eikeland (b) als 'richtige' V3-Struktur einstufen. Bei (a) liegt eine freie adverbiale Ergänzung vor (PP: 'nach Wodurid') vor, während man bei (c) den Sinn der Inschrift völlig umkehren müsste, um dann allerdings eine zweifelsfreie V3-Struktur zu erhalten: *'9 Böcken [und] 9 Hengsten Half gab (ein gutes) Jahr'. Grammatisch gesehen wäre eine solche Lesung ohne weiteres möglich, scheitert aber wohl daran, dass die Inschrift dann kaum mehr einen Sinn mit Bezug auf ein Blutopfer von jeweils neun Tieren ergibt.

Bei dem Analysevorschlag unter (4) treten syntaktische Umstrukturierungen auf, die gut zu einer Kontaktsituation mit einer Sprache wie Latein passen würden, bei der die Wortstellung sehr frei und in den meisten Fällen einer Thema-Rhema-Abfolge verpflichtet ist. Nicht zuletzt deshalb böte sich eine solche Argumentation an, bei der die Zweisprachigkeit der Runenmeister eine wesentliche Rolle spielt. M.E. haben wir es mit (vereinzelt auftretenden) *Übergangsstrukturen* zu tun, die durch Einflüsse von außen ausgelöst worden sein könnten. Wie dem auch sei: Sätze mit den hier diskutierten (V3-)Strukturen signalisieren, dass ungewöhnliche syntaktische Prozesse abgelaufen sind.

4.2. Wenn man sich diesen *Übergang von SOV zu SVO* ansieht, fällt auf, dass diese Entwicklung offenbar über eine Zwischenstufe verläuft, bei der – vergleichbar dem heutigen Deutschen – OV-Strukturen vorherrschen, bei der aber eine V2-Transformation immer mehr Usus wird. Ob wir es bei den gut zwei Dritteln der syntaktisch deutbaren Runeninschriften mit V2-Stellung bereits mit genuinen SVO-Strukturen zu tun haben, lässt sich angesichts des geringen Datenmaterials nicht eindeutig sagen. Hierzu müsste man Daten haben, bei denen z.B. alle Objekte n a c h dem gesamten Verbalkomplex stünden. Solche Inschriften fehlen (bislang) jedoch.

Auffallend ist, dass *keine kontinuierliche Entwicklung* von OV ⇒ OV/V2 ⇒ VO zwischen dem 2. und dem 8. Jahrhundert festzustellen ist, denn dann würden sich die meisten OV-Inschriften am Anfang und die überwiegende Anzahl der OV/V2- oder gar der VO-Inschriften am Ende dieser Periode wieder finden. Dies ist jedoch nicht der Fall: SOV-Strukturen gibt es während des ganzen Zeitraums, von Einang und Garbølle (ca. 350-400 n.Chr.) angefangen bis hin zu Stentoften und Björketorp (ca. 650-700 n.Chr.).

Eine nahe liegende Erklärung für diesen ambivalenten Zustand könnte die Zweisprachigkeit der Verfasser der ältesten nordischen Runeninschriften sein: Während im Lateinischen die OV-Wortstellung in den meisten schriftsprachlichen Matrixsätzen eindeutig überwiegt, ist im Germanischen eine klare Tendenz zu V2- und zu

VO-Strukturen zu beobachten. In beiden Sprachen sind allerdings auch die jeweiligen Wortstellungen der Kontaktsprache unter bestimmten Umständen möglich (vgl. Kap. 2.1. / 2.2.), was sowohl Code Switching wie das Verwenden gemeinsamer syntaktischer Strukturen begünstigt. Läge ein mehr oder weniger stetiger Sprachwandel im Nordischen vor, müssten sich gegen Ende dieser Periode die meisten V2/VO-Strukturen finden lassen, was jedoch nicht zutrifft.

Schließlich ist davon auszugehen, dass wir es mit hoch stilisierten (s. Kap. 2.5.) und / oder archaisierenden Inschriften zu tun haben, die wohl kaum die damalige Umgangssprache repräsentierten. Gegen eine Wortstellung nach dem sog. *ordo naturalis* sprechen nicht nur die zahlreichen rhetorischen Wortstellungen und andere Hyperstrukturen wie Alliterationen, sondern auch die V3-Strukturen wie die sich überwiegend am Thema-Rhema-Verlauf orientierenden Inschriften mit ihren über 21 verschiedenen Wortstellungsvarianten, allein was die Abfolge der syntaktisch relevanten Satzglieder angeht.

4.3. Bei der syntaktischen Analyse der ältesten nordischen Runeninschriften trifft man bisweilen auf das enklitische Personalpronomen der 1. Person Singular *-eka* (bisweilen auch *-ika*), so beispielsweise auf dem Amulett von Lindholm (A; ca. 500-550 n.Chr.): **ek erilaR sa wilagaR ha(i)teka** ⁝ 'Ich, der Runenmeister hier, heiße Listig'.

Auffallend ist, dass dieses Klitikon am häufigsten beim Verb *haita* 'heißen' auftritt. Es ist zu fragen, warum dies so ist. Bei *haita* handelt es sich um ein singuläres Verb im Germanischen,[27] das sowohl (a) eine aktive Bedeutung [dt.] 'jemanden / etwas als etwas bezeichnen'[28] als auch (b) eine passive Bedeutung hat, '[von jemandem] genannt werden (= heißen)'.[29] Diese medio-passive Lesart ist jedoch die ältere. Nun sind Klitika in Sprachen nichts Besonders; im Gegenteil, aus ihnen sind in vielen Fällen Flexionsendungen entstanden, was man gerade im Bereich des Nordgermanischen sehr schön anhand der Herausbildung des synthetischen Passivs auf *-s / -st / -sk / (-mk)* sowie des nachgestellten definiten Artikels demonstrieren kann (vgl. z.B. Noreen 1923:§542-545 bzw. §472): Aus selbstständigen Wörtern werden unter Schwachdruckbedingungen zuerst Klitika, die sich dann zu Suffixen mit einer festen grammatischen Bedeutung oder zu Flexionsendungen weiter entwickeln kön-

---

[27] Vgl. Noreen (1923:§ 542 d), Fn.2 [S. 368]: „Von dem uralten ieur., im got. zum teil noch bewahrten, medio-passiv ist eine einzige spur erhalten in der 1. sg. präs. ind. *heite* ich werde genannt [!; und nicht: 'ich heiße'] (die übrigen personen wie von einem schwachen verbum der 3. schw. konj.; s. § 532, 2). Diese form ist schon in urn. Zeit mehrere mal belegt: *ha[i]te-ka* (Lindholm), *haite* (Kragehul), *haiti-ka* (Seeland, *hait(e)* und *h[a]ite* (Järsberg). [...] Von dem neugebildeten mediopassiv ist urn. keine form belegt [sic].“ Aufschlussreich ist die morphologische Segmentierung in den angeführten Beispielen: Verbstamm + *-ka*-Klitikon, und nicht *-eka* oder *-ika*.

[28] Im Altwestnordischen sind noch weitere Bedeutungen von *heita* anzutreffen: '1. anrufen, bitten, beten; aufrufen, auffordern; 2. verheißen, versprechen, geloben, verloben' sowie '3. nennen' (nach Baetke 1976:244f.).

[29] Man beachte die Übersetzung bei Heusler (1921:§102, 6 [S. 34]): er glossiert *haitē* mit lateinisch „vocor“!

nen. Weshalb sollte also *-eka* nicht verstärkend und vielleicht später sogar allein die grammatische Kategorie 'ich' ausdrücken können, wie dies in der Inschrift von Seeland 2 / Køge: **hariuha haitika ⁝ farauisa ⁝ gibu auja ⁝** 'Hariuha heiße ich, der Gefährliches Wissende (oder der sich im Reisen / Umherfahren auskennt, nach Antonsen und Birkmann). Ich gebe Glück' der Fall ist.

Es sind also Antworten auf folgende Fragen zu finden: (1) Warum tritt dieses *eka*-Suffix zuerst nur zusammen mit dem Verb *haita* auf?, (2) weshalb findet man dieses Suffix ca. 50 Jahre später auch in Verbindung mit anderen Verben vor, wie *errichten*, *bereiten* oder *verbergen*?, und (3) weshalb ändert sich der Vokal von {-eka}: *-eka, -ika, -ak(a), -oka* entweder im Laufe der Zeit oder in Abhängigkeit von den Verben, mit denen es nun auftritt, sodass es immer weniger deutlich wird, ob wir es noch mit einem ursprünglichen Klitikon *-eka* zu tun haben?

In einem Vortrag im Januar 2003 (s. Fn. 1) habe ich folgende Erklärung für dieses Phänomen vorgeschlagen, die hier zusammenfassend wiedergegeben werden soll: Geht man davon aus, dass die Runenmeister in welchem Umfang auch immer zweisprachig waren, liegt es nahe, dass sie den im Latein vorhandenen Unterschied zwischen (a) *voco* 'ich rufe, nenne' und (b) *vocor* 'ich werde genannt, heiße' gekannt und ihn irgendwie in ihrer Muttersprache nachzubilden versucht haben, zumal das älteste Nordische noch nicht über ein Passiv verfügte. Ausgangspunkt hierfür ist offenbar das medio-passive Verb *haita*, das nur mit *vocor*, also nur passivisch zu übersetzen ist.

Drei Schritte scheinen bei der Verwendung von *haita* im Sinne von (b) 'vocor' abgelaufen zu sein:

(1) Auf dem Lanzenschaft von Kragehul lesen wir *ek haitē* 'ich heiße', ohne Klitikon, interpretiert als Verb mit normaler [aktiver] Bedeutung.

(2) Auf einem Brakteaten, nämlich Seeland 2, findet sich dann *Hariuha haitika*, was belegt, dass die Personenbezeichnung auch allein in Form eines Suffixes ausgedrückt werden konnte: 'H. heiße ich' (vgl. auch Schulte 1998:132).

(3) In diesem Stadium tritt das freie Personalpronomen *ek* zusammen mit dem (emphatisch oder redundant verwendeten) Klitikon *-eka* auf, wie dies auf dem Amulett von Lindholm abzulesen ist: *ek erilaR sa wilagaR ha(i)teka* 'ich' der Runenmeister hier, heiße[ich] Listig'. Insoweit käme man (noch) ohne eine Erklärung unter Einbeziehung des Lateins aus.[30]

Dennoch muss man Erklärungen dafür finden, weshalb (a) das Suffix *-eka* – etwas später und dann in sehr unterschiedlichen allomorphischen Realisierungen – auch in Verbindung mit anderen Verben auftritt, (b) wie der pleonastische Gebrauch von

[30] Diese Analyse geht im Wesentlichen auf einen Vorschlag von Jan Terje Faarlund (Universität Oslo) anlässlich seiner Gastprofessur am Hamburger SFB 538 Anfang Dezember 2002 zurück.

ek(a) zu motivieren ist, der ansonsten erst im Hochmittelalter zutage tritt (s. Schulte 1998:132, Fn. 1), und (c) weshalb in einer Phrase wie **raisidoka stainar** × 'ich ... errichtete [diesen] Stein' auf der Inschrift von Ellestad (IIa/b; ca. 550-600 n.Chr.) das Verb mit einem Objekt im Nominativ (anstatt im Akkusativ) auftritt?[31]

Für den Gebrauch des Verbs *haita* gelangen wir zu keiner grundlegend anderen Interpretation wie oben dargelegt, wenn wir damit argumentieren, dass mit dem enklitischen *eka* die passive Lesart des lateinischen *vocor* nachgeahmt werden soll.

Bei der Inschrift auf der Lanze von Kragehul **ek erilar asugisalas muha haite** lässt der pragmatische Kontext nur die Lesart 'Ich, der Runenmeister, heiße Asgisls Gefolgsmann [oder A.s Sohn Muha]'; Krause (1971:153), zu und verhindert eine Lesung wie *'Ich, der R. nenne [diesen Mann] A.s Gefolgsmann'.

Bei dem Brakteaten Seeland 2: **hariuha haitika** ⁝ 'Ich heiße H.' kann ebenfalls keine andere Lesung als die passivische erwartet werden, da kein direktes Objekt vorhanden ist. (Die entsprechende lateinische Version wäre *Hariuha vocor*.)

Auch für den pleonastischen oder emphatischen Gebrauch von *eka* wie auf dem Amulett von Lindholm **ek** ... **ha(i)teka** käme man zu keiner anderen Interpretation als bei der eingangs vorgestellten grammatischen Reanalyse. Allerdings ließe sich für diese Konstruktion eine morphologisch wie syntaktisch genau entsprechende nachklassische lateinische Übersetzung finden: *ego* ... *vocor*.

Der von uns vertretene Neuansatz setzt allerdings voraus, dass wir bei den anderen Verben mit einem *eka*-Suffix immer jeweils eine NP im Nominativ finden, um eine passive oder ergative Lesart legitimieren zu können:

(A) Der Stein von Ellestad (I-II; ca. 550-600 n.Chr.) enthält ein Verb mit einem *oka*-Suffix: **eka sigimarar afs/// ka raisidoka stainar** ×. Meine Lesung ergibt nun: 'Ich, Sigimar, [bin nun] frei von Schuld, [deshalb] wurde (dieser) Stein errichtet.' Damit gäbe es keine Probleme mehr mit dem Nominativ *stainar*.[32]

(B) Auch auf dem Stein von Noleby (I-II, um 600 n.Chr.) trifft man auf dieses *eka*-Suffix in Verbindung mit dem Verb **taujan* 'machen, bewirken' (das jedoch nur außerhalb des Nordgermanischen belegt ist; s. Ebel 1963:51f.): **runo fahi raginaku(n)do. tojeka unaþou** ⁝ 'Eine Rune male / zeichne ich, eine von den Ratern (= Göttern) stammende [soweit nach Krause (1971:157)]. Ich erfahre Zufriedenheit / Mir wird Z. zuteil' (so nun die neue Deutung).

---

[31] In Krause / Jankuhn (1966:133f.) werden über 16 Zeilen darauf verwendet, diesen Nominativ Singular als Verschreibung zu erklären (ähnlich in Krause [1971:146]: „eine Form aisl. [!] *steinar* könnte nur Nom. Pl. [!] sein und ergäbe in dieser Inschrift keinen Sinn, da wir einen Akkusativ erwarten").

[32] **Afs/// ka** lässt sich kaum richtig deuten, was aber für unsere Argumentation keinerlei Bedeutung hat. Die herkömmliche Lesung lautet nach Krause (1971:146): 'Ich S., der Schuld frei, errichtete den Stein'.

Wenn man nun nicht wie Krause / Jankuhn (1966:150) **unaþou** – übrigens ein Hapaxlegomenon wie so viele Wörter im ältesten Nordischen – nicht als Akkusativ der in Auflösung befindlichen *u*-Klasse, sondern als ganz normales Substantiv der *ō*-Klasse, also der Klasse der Feminina Abstracta, analysiert, steht einer ergativen Lesart nicht mehr im Wege. Im Gegenteil, Krause / Jankuhns Lesung (1966:150f.) 'Ich bereite (?) (dem Toten) Zufriedenheit (in seiner Grabeswohnung)' ist vom Inhalt her wenig überzeugend.

(C) Die in weiten Teilen übereinstimmenden Inschriften von Stentoften und Björketorp (ca. 650-700 n.Chr.) enthalten das Verb *fela* 'verbergen' zusammen mit {eka}, wenn auch in allomorphischer Variation: **felaheka** bzw. **falahak**. Wiederum spricht nichts gegen eine passive Deutung: 'eine Reihe Glanzrunen ist / wird hier (von mir?) verborgen, magisch wirkende Runen'. Im Gegenteil: der Wegfall des *a* in der Version von Björketorp (*-ak*) stützt eher noch die These von der Grammatikalisierung von {eka} mit der Bedeutung 'Passiv'. Offenkundig haben wir es um 700 n.Chr., also nach der Apokopierung von *a*, mit einem *Passivmorphem* {Vokal + k} zu tun.

Zusammengefasst lautet also meine These, dass ein Klitikon, das ursprünglich an ein bestimmtes Verb und eine bestimmte Lesart gebunden war (*haita*) und – genrebedingt – nur im Zusammenhang mit der 1. Person Singular auftritt, sich bis zum Ende dieser ältesten nordischen Periode zu einem Suffix mit passiver (oder ergativer) Bedeutung entwickelt hat. Vor dem Ende der sog. Brakteatenzeit (also vor 550 n.Chr.) tritt dieses Morphem nur in Verbindung mit *haita* auf und endet um 700 n.Chr. als mehr oder weniger frei kombinierbares Klitikon mit einer grammatisch-funktionalen Bedeutung. Auf diese Weise ließen sich gleichzeitig auch ein paar Ungereimtheiten in den Lesungen der zitierten Inschriften beseitigen.

5. Schlussbemerkung

Es sollte gezeigt werden, dass die ältesten (nord-)germanischen Runeninschriften nicht in einem sprachkontaktfreien Raum entstanden, sondern das Werk bilingualer Schreibkundiger sind, die ihre allgemeine Schreibfertigkeit, die Funktionen von Schrift und Inschriften im Kontakt mit den Römern erworben haben. Diese Kontakte schlagen sich (a) in syntaktischen wie (b) stilistischen Parallelen, (c) in zumindest einer morphosyntaktischen Nachbildung lateinischer Konstruktionen ({eka}-Klitika mit passiver Bedeutung) sowie (d) einem wesentlichen Teil ihrer (magischen) Verwendung nieder. Bilinguale ziehen aus der typologischen Parallelität zum Lateinischen insofern Vorteile, als sie beide Sprachen, zumindest was ihre Syntax, die Wortstellung und einige textuelle Superstrukturen (wie Hyperbata) parallel und im Wechsel miteinander anwenden können, ohne dass dies einer größeren Umkodierung bedarf, was man in der Mehrsprachigkeitsforschung als „congruent

lexicalization" bezeichnet hat. Dabei hat es sich gezeigt, dass auch das Latein aus der Zeit dieses Sprachkontakts wesentlich differenzierter hinsichtlich seiner Wortstellungsmuster zu sehen ist, als dies üblicherweise geschieht.

Künftige Untersuchungen werden zu zeigen haben, wie groß dieses Ausmaß des germanisch-lateinischen Sprachkontakts in seiner Gesamtheit ist. Insbesondere gilt es, die Quellen (wieder) mit einzubeziehen, die sich einer syntaktischen Deutung entziehen. Gerade hier scheinen sich etliche weitere Parallelen zu den *Defixiones* abzuzeichnen, die in der vorliegenden Untersuchung noch unberücksichtigt bleiben mussten, weil die vorliegenden Untersuchungen auf einem Korpus beruhen, das ausschließlich syntaktisch analysierbare Runeninschriften als Datenbasis hatte.

6. Epilog

Zwei Monate nach Abgabe dieses Beitrags erschien ein Aufsatz von Ottar Grønvik (2003), der – ohne es zu wollen – die hier vorgetragene Sicht der Dinge aufs Beste zusammenfasst.[33] Er schlägt eine neue Lesung der Runeninschrift von Wremen vor, die, weil sie auf einem (durch Bilder verzierten) Holzschemel / Fußbrett eingeritzt ist, sich dendrochronologisch auf das Jahr 431 n.Chr. datieren lässt und die im älteren Fuþark geschrieben ist. Sie lautet nach Grønviks Neudeutung (2003:5, 9 und passim): **skamella algu skaþi** 'Schemel, schade dem Speigott [sc. Odin]!' mit OV-Wortstellung.

Zum einen handelt es sich von der Funktion her zweifelsfrei um eine Defixio, die dafür sorgen soll, dass der in diesem Bootskammergrab bestattete Tote, ein ehemaliger Söldner in römischen Diensten, Frieden vor dem speienden Gott Odin finden möge. Zum anderen weist sie ein lateinisches Lehnwort auf, nämlich *skamella* (< lat. *scamellum* 'Bänkchen'; eine Diminuitivbildung zu *scamnum* 'Stütze, Bank, Schemel'), bei dem zwar das im Germanischen nicht vorhandene *c* durch das einheimische *k* entsprechend seinem Lautwert ersetzt, bei dem jedoch die für die Runenschrift ungewöhnliche Doppelschreibung eines Konsonanten, nämlich des *l*, beibehalten worden ist.

[33] Eine der übrigen Annahmen in diesem Aufsatz, etwa dass es schon wesentlich früher eine dialektale Differenzierung des ältesten Germanischen gegeben haben musste, entspricht hingegen dem zu Erwartenden. Nicht von uns geteilt wird die Ansicht, dass nun mit einer früheren Verbreitung der Runenschrift von Dänemark nach Süden zu rechnen ist. Setzt man eine wie auch immer geartete Zweisprachigkeit der Runenmeister als Grundbedingung für das Verfertigen von Runeninschriften voraus, was Grønvik (2003:13) implizit und in Ansätzen auch tut [„Det viser at nedskriveren var fortrolig med latinsk ortografi, og ikke tilpasset den til det som var regelen i runeskrift"], stellt sich diese Frage nicht mehr.

Dieses Beispiel zeigt *in nuce*, wie schon in ältester germanischer Zeit sich die bilingualen Runenmeister sowohl des neuen Mediums Schrift wie seiner magischen Funktion zu bedienen wussten. Beides hatten sie, wie hier sogar mit einer (allerdings vereinzelten) Übernahme aus dem Wortschatz, von den Römern übernommen, adaptiert und weiterentwickelt. *Quod erat demonstrandum.*

Literaturverzeichnis

Adams, J. N. (1976): „A typological approach to Latin word order". In: *Indogermanische Forschungen* 81, S. 70-99.

Audollent, Auguste/[us] (1904): *Defixionum tabellae quotquot innotuerunt tam in graecis orientis quam in totius occidentis partibus praeter Atticas in* Corpore Inscriptionum Atticarum *editas*. Paris. Unveränderter Nachdruck Frankfurt am Main: Minerva 1967.

Baetke, Walter (1976): *Wörterbuch zur altnordischen Prosaliteratur*. 2. Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Behaghel, Otto (1932): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Bd. 4: *Wortstellung und Periodenbau*, Germanische Bibliothek I, I:10. Heidelberg: Winter.

Benediktsson, Hreinn (1972): *The First Grammatical Treatise. Introduction, text, notes, translation, vocabulary, facsimiles,* University of Iceland, Publications in Linguistics 1. Reykjavík: Institute of Nordic Languages.

Braunmüller, Kurt (1982): *Syntaxtypologische Studien zum Germanischen,* Tübinger Beiträge zur Linguistik 197. Tübingen: Narr.

Braunmüller, Kurt (1992): „Der Maltstein. Versuch einer Deutung". In: *Frühmittelalterliche Studien* 26, S. 149-164 sowie Tafel XIII.

Braunmüller, Kurt (1994): „Some typological tendencies in the development of the noun phrase in Germanic languages". In: *Language change and language structure. Older Germanic languages in a comparative perspective* (Toril Swan, Endre Mørck, Olaf Jansen Westvik, eds.). Trends in linguistics 73. Berlin, New York: Mouton, de Gruyter, S. 27-50.

Braunmüller, Kurt (1998): „Methodische Probleme in der Runologie – einige Überlegungen aus linguistischer Sicht". In: *Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung. Abhandlungen des Vierten Internationalen Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.-9. August 1995* (Klaus Düwel, ed.). Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 15. Berlin, New York: de Gruyter, S. 3-23.

Braunmüller, Kurt (2002a): „Om flerspråkighet och språkförändring". In: *Folkemålsstudier* 41: *Studier i svensk språkhistoria 6* (Gunilla Harling-Kranck, Hanna Lehti-Eklund, eds.). Helsingfors: Föreningen för nordisk filologi, S. 11-33.

Braunmüller, Kurt (2002b): „74. The Ancient-Nordic linguistic system from a typological point of view: Phonology, graphemics, morphology, syntax and word order". In: *The Nordic languages. An international handbook of the history of the North Germanic languages* (Oskar Bandle et al. eds.). HSK 22.1, Berlin, New York: de Gruyter, S. 649-656.

Dahm, Murray K. (2001): „Re-examining Latin cursive elements in fuþark development". In: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 55, S. 15-20.

Düwel, Klaus (2001): *Runenkunde*. 3., vollständig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler.

Ebel, Else (1963): *Die Terminologie der Runentechnik.* Phil. Dissertation. Universität Göttingen [Dissertationsdruck].

Ernout, Alfred (1957): *Recueil de textes latin archaique.* Paris: Klinckensieck.

Eythórsson, Thórhallur (1995): *Verbal syntax in the early Germanic languages.* Cornell University [Ph.D.-Dissertation, unveröffentlicht].

Eythórsson, Thórhallur (2001): „The syntax of verbs in early Germanic". In: *Working Papers in Scandinavian Syntax* 67, S. 1-55.

Faarlund, Jan Terje (1990): „Syntactic and pragmatic principles as arguments in the interpretation of runic inscriptions". In: *Historical linguistics and philology* (Jacek Fisiak, ed.). S. 165-186, Trends in linguistics 46. Berlin, New York: Mouton, de Gruyter.

Faarlund, Jan Terje (2000): „Reanalysis in word order stability and change". In: *Stability, variation and change of word-order patterns over time* (Rosanne Sornicola, Erich Poppe, Ariel Shisha-Halevy, eds.). Current issues in linguistic theory 213. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 119-132.

Faarlund, Jan Terje (2001): „121. From Ancient Germanic to modern Germanic languages". In: *Language typology and language universals / Sprachtypologie und Universalien / ... An international handbook / Ein internationales Handbuch ...* (Martin Haspelmath et al., eds.). HSK 20.2. Berlin, New York: de Gruyter, 2. Halbband, S. 1706-1719.

Greenberg, Joseph H. (1966): „Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements". In: *Universals of grammar* (Joseph H. Greenberg, ed.). 2. Auflage. Cambridge, Mass., London: The M.I.T. Press, 73-113.

Grønvik, Ottar (2003): „Runeinnskriften fra Wremen i Nord-Tyskland". In: *Norsk Lingvistisk Tidsskrift* 21, Heft 1, S. 3-19.

Heusler, Andreas (1921): *Altisländisches Elementarbuch.* 2. Ausg., Germanische Bibliothek I, I:3, Heidelberg: Winter.

Hofmann, Johann B., Szantyr, Anton (1972): *Lateinische Syntax und Stilistik.* München: Beck.

Koll, Hans-Georg (1965): „Zur Stellung des Verbs im spätantiken und frühmittelalterlichen Latein". In: *Mittellateinisches Jahrbuch* 2, S. 241-272.

Krause, Wolfgang (1971): *Die Sprache der urnordischen Runeninschriften,* Germanistische Bibliothek III. Reihe. Heidelberg: Winter.

Krause, Wolfgang, Jankuhn, Herbert (1966): *Die Runeninschriften im älteren Fuþark.* I. Text. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Linde, P. (1923): „Die Stellung des Verbs in der lateinischen Prosa". In: *Glotta* 12, S. 153-178.

Muysken, Pieter (2000): *Bilingual speech. A typology of code-mixing.* Cambridge etc.: Cambridge University Press.

Nettle, Daniel (1999): *Linguistic diversity.* Oxford etc.: Oxford University Press 2001.

Noreen, Adolf (1923): *Altnordische Grammatik I. Altisländische und altnorwegische Grammatik (Laut- und Flexionslehre) unter Berücksichtigung des Urnordischen.* 5. unveränd. Auflage, Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Tübingen: Niemeyer 1970.

Önnerfors, Alf (1991): *Antike Zaubersprüche. Zweisprachig.* RUB 8686. Stuttgart: Reclam.

Panhuis, Dirk G. J. (1982): *The communicative perspective in the sentence: a study of Latin word order,* Studies in language companion series 11. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

Pinkster, Harm (1988): *Lateinische Syntax und Semantik.* Tübingen: Francke.

Ramat, Paolo (1987): *Linguistic typology*, Empirical approaches to language typology 1. Berlin, New York, Amsterdam: Mouton, de Gruyter.

Santesson, Lillemor (1989): „En blekingsk blotinskrift. En nytolkning av inledningsraderna på Stentoftenstenen". In: *Fornvännen* 84, S. 221-229.

Schulte, Michael (1998): *Grundfragen der Umlautphonemisierung. Eine strukturelle Analyse des* i/j-*Umlauts unter Berücksichtigung der älteren Runeninschriften,* Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 17. Berlin, New York: de Gruyter.

Sonderegger, Stefan (1998): „Dichterische Wortstellungstypen im Altgermanischen und ihr Nachleben im älteren Deutsch". In: *Historische germanische und deutsche Syntax. Akten des internationalen Symposiums anläßlich des 100. Geburtstages von Ingerid Dal, Oslo, 27.9.-1.10.1995* (John Ole Askedal, ed.), Osloer Beiträge zur Germanistik 21. Frankfurt am Main etc.: Lang, S. 25-47.

Vennemann, Theo (1974): „Topics, subjects, and word order: from SXV to SVX via TVX". In: *Historical linguistics I: Syntax, morphology, internal and comparative reconstruction. (...).* (John M. Anderson, Charles Jones, eds.), North Holland linguistics series 12a. Amsterdam, Oxford: North Holland, S. 339-376.

Wackernagel, Jacob (1982): „Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung". *Indogermanische Forschungen* 1, S. 333-436.